

# „Ich bin, weil Du mich anschaust“

## *Hugo Kükelhaus zu Ehren*

**Anton Rotzetter OFM Cap, Altdorf**

### **1. Einleitung: Darwin und Kükelhaus**

Man mag es Zufall nennen oder nicht: vor 200 Jahren ist Charles Darwin geboren und vor 25 Jahren Hugo Kükelhaus gestorben. Im Zusammenschauen beider Ereignisse und Personen ergibt sich jedenfalls ein guter Sinn, meine ich.

Darwin hat uns ein schlüssiges Erklärungsmodell für unsere Wirklichkeit geschenkt. Darin ist Gott als Schöpfer angeblich überflüssig geworden. Es gibt darin keinen Bedarf, jenseits der Natur nach einer göttlichen Ursache zu suchen oder gar so etwas wie Offenbarung zu postulieren.

Die Theologie andererseits tut sich schwer damit: entweder sie lässt das darwinische Welterklärungsmodell links liegen und entwickelt eine eigene Erklärung der Welt, eine Schöpfungstheologie, in der Gott die Ursache ist und bleibt; von ihm nahm alles seinen Anfang und auf ihn bleibt alles verwiesen; er steht auch hinter den einzelnen Phänomenen in der Natur und ihrer Geschichte. Diese Theologie wundert sich dann, dass man ihr den Vorwurf der Weltfremdheit macht. Eine andere Theologie bekämpft darüber hinaus die Evolutionstheorie aktiv und aggressiv; diese sei unwissenschaftlich und unbewiesen; ihr wird der so genannte „Kreationismus“ entgegengesetzt: Gott als wissenschaftlich unbestreitbare Ursache. Gott lässt sich – so meint diese Theologie – wissenschaftlich unmissverständlich aus der Schöpfung ableiten: in ihrer Geschichte sei ein klarer Plan erkennbar; ein „Design“ in die biologische Entfaltung eingeschrieben, eine deutlich erfassbare Zielgerichtetheit im Ganzen. Dass diese Theologie von den Naturwissenschaftlern belächelt oder gar abgelehnt wird, kümmert diese fundamentalistische Position wenig.

Die päpstliche Akademie der Wissenschaften ist bezeichnender Weise zum Kreationismus in Distanz gegangen. Sie hat an Ihrem Kongress zum Darwinjahr ihre Vertreter nicht einmal eingeladen. Im Gegenteil: Der von den renommierten Wissenschaftlern applaudierte Schlussvortrag des Dominikaners Jean-Michel Maldamé sprach von Gott „als der dauerhaften Bedin-

gung von allem, was es gibt, zu jedem Zeitpunkt“. Gott ist nicht so sehr „Anfang“ als vielmehr „Grund“: das Leben trägt den letzten Grund nicht in sich selbst, sondern in dem, was die Philosophie der Menschen seit jeher Gott nennt. „Alles kommt von Gott, und alles kommt von den Kräften der Natur, und daher ist es auch unsinnig, Gott dort zu suchen, wo die Naturgesetze etwas nicht erklären können.“ Die Art und Weise, wie die Kreationisten von Gott reden, „macht Gott zu einem Akteur unter vielen.“<sup>1</sup> Damit gäbe es also keinen Widerspruch zwischen dem naturwissenschaftlichen Erklärungsmodell Darwins und der Schöpfungstheologie.

Auch das heute neu aufgelegte Buch<sup>2</sup> von Hugo Kükelhaus zeigt, wie man innerhalb des darwinischen Weltbildes sehr wohl von Gott reden kann; nicht im Sinne eines Gegensatzes oder gar einer Widerlegung, sondern im Sinne einer Ergänzung und Vertiefung; auch nicht im Sinne einer naturwissenschaftlich zwingenden Theorie, aber immerhin im Sinne einer psychologischen und spirituell-mystischen Plausibilität, die auch vor der Wissenschaft bestehen kann. Diese Plausibilität geht freilich von der Voraussetzung aus, dass Gott existiert.

Ich muss gestehen, dass die Lektüre dieses Buches nicht gerade leicht ist. Ich habe bei Weitem nicht alles verstanden. Das mag an der ganz anderen Logik des Autors liegen. Mir scheint, dass diese Logik im hermetisch-esoterischen bzw. neuplatonischen Denken wurzelt, wie es etwa in kabbalistischen und anthroposophischen Bewegungen, aber auch zum Teil bei J.W. Goethe greifbar wird, den Kükelhaus häufig zitiert. Verbunden ist Kükelhaus auch dem taoistischen (vgl. die Gedichte S. 91 und 103) und buddhistischen (vgl. das Gedicht „Buddho: S. 35) Gedankengut. Dies alles und wohl noch anderes fließt ein in eine eindruckliche Exegese des Evangeliums, besonders – wie ja der Titel bedeutet - desjenigen des Johannes. Die heute allgemein akzeptierte historisch-kritische Methode spielt dabei keine Rolle. Trotzdem kommen wir in den Genuss einer Tiefenschau der Wirklichkeit, die von grosser aktueller Bedeutung ist – gerade auch im Gespräch mit Darwin.

## **2. Die Armut des Seienden und des Seins**

Schon die ersten Sätze des Buches lassen aufhorchen. Sie handeln von der Veränderung der Dinge.

---

<sup>1</sup> U. von Rauchhaupt, Darwin an der Schwelle, in: Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung 8. März/Nr 10, 61

<sup>2</sup> H.Kükelhaus, Das Wort des Johannes, Frankfurt 1953

Hugo Kükelhaus deutet die Veränderungen und die Entwicklung der Dinge nicht materiell oder quantitativ. Sie Veränderung geschieht nicht dadurch, dass etwas hinzugefügt oder weggenommen wird - auch nicht dadurch, dass eine Sache als solche verändert wird. Die Veränderung geschieht vielmehr qualitativ: eine Sache wird in einen anderen Zusammenhang gesetzt; im Zusammenspiel mit anderen Dingen wächst ein Ding, kommt es zu sich selbst.

Ich zitiere:

„Das Blau, welches Du hier siehst, verlangt (*so sei unterstellt*) von Gott, daß er ihm noch einiges Blau aus seinem Farbtopf hinzufüge, damit es noch blauer werde. Gott sagt: ‚Ich habe kein Blau mehr, womit ich dich noch blauer machen könnte. Du hast schon all mein Blau. Dennoch kann ich dein Blau verstärken und leuchtender machen, als es jetzt ist‘. ‚Du willst mich vermehren, ohne mir etwas zu geben? Ich soll in Armut verharren?‘  
 ‚Grade das mußst du, denn ich habe nichts zu geben. Es ist alles vergeben. Aber ich kann machen, daß jedes sehende Auge dich blauer und strahlender sieht, als du es jetzt bist. Nur mußst du den Wunsch aufgeben, daß ich dir etwas geben möchte. Ich habe nichts.‘  
 ‚Wenn du mir schon nichts zu geben hast, so nimm nur das bißchen Blau, was du mir gewährtest. Dann will ich auch das nicht mehr haben oder sein. ‚Alles oder nichts! Das ist mein Stolz.‘  
 Gott dauerte der Kummer des Blauen. Und er tat, was Gottes ist und machte das Blau blauer, ohne ihm etwas hinzuzufügen oder zu nehmen. Alle Augen aber, die's danach sahen, bemerkten, daß es blauer war als zuvor. Und was damals geschah, das geschieht immer ....“ (S.1).

Kükelhaus gebraucht in diesem Text nicht zufällig den Begriff „Armut“. Er reiht sich damit ein in eine lange Spiritualitätsgeschichte. Diese verbindet mit diesem Ausdruck Aspekte und Inhalte, die auch heute noch lange nicht alle erkannt sind. Vor allem Franz von Assisi hat diesen Begriff gewählt, um seiner Denk- und Lebensform eine begriffliche Mitte zu geben.

Das Blau soll „in Armut verharren“, sagt der Text. Die Armut – eine Grundbedingung des Daseins, des Seienden, der gesamten Wirklichkeit?! -

Darüber nachzudenken lohnt sich auf jeden Fall. Eine Sache, ein Ding, geschweige denn eine Person – alles und jedes verfehlt sein Wesen, wenn es im Quantitativen verharrt, wenn es immer nach noch mehr giert, wenn es sich durch Anhäufung definiert. Die Armut des Seienden bzw. die eigene Seinsarmut anzuerkennen, ist die einzige Möglichkeit, etwas oder jemand zu sein, meint Kükelhaus. Diese mystische Betrachtung gilt grundsätzlich für alles – und, wie wir heute angesichts der Finanzkrise feststellen müssen, erst recht im Bereich des Menschlichen und Gesellschaftlichen.

Der Begriff „Armut“ ist auch auf Gott anzuwenden. „Ich habe nichts“, sagt Gott im Buch unseres Autors: „Ich habe kein Blau mehr, womit ich dich noch blauer machen könnte. Du hast schon all mein Blau.“ Gott hat schon alles gegeben, mehr hat er nicht! Gott ist nur Gott, indem er alles gibt, alles gegeben hat, sich völlig verausgabt hat. Nur als armer Gott ist Gott Gott! Eine revolutionäre Aussage ist das – angesichts des ständigen Rufens der Frommen, Gott möge dieses oder jenes wegnehmen oder dieses oder jenes hinzufügen, er möge machtvoll eingreifen, die Naturgesetze durchbrechen, Wunder tun.... Gott kann das nicht!, meint Kükelhaus. Gott ist ein armer Gott. „Er hat nichts mehr in der Vorratskammer. Er hat keine solche“ (S. 4).

### 3. Die Wirkweise Gottes

Gott ist also kein Konkurrent zu den Naturgesetzen, welche Darwin erforscht. Dennoch kann Gott das Blau blauer machen. Nicht durch Hinzufügen von Blau, sondern indem er das Blau in neue Zusammenhänge bringt. Dann scheint es blauer oder weniger blau. Mit andern Worten: Gottes Werk ist das Aufscheinen-lassen des Zusammenhangs, das Entreissen der Dinge aus ihrer Isolation.

Gott dauerte der Kummer des Blauen. Und er tat, was Gottes ist und machte das Blau blauer, ohne ihm etwas hinzuzufügen oder zu nehmen. Alle Augen aber, die's danach sahen, bemerkten, daß es blauer war als zuvor. Und was damals geschah, das geschieht immer ....“

Das geschieht immer! Kükelhaus spricht von einem „theologischem Naturgesetz“, von einer göttlichen Wirkweise.

Gott wirkt also nicht durch Wegnehmen oder Hinzufügen, auch nicht durch einen Eingriff in die gegebene Substanz der Dinge. Vergeblich also, nach göttlichen Ursachen zu suchen. Gott stellt Zusammenhänge her. Und er öffnet die Augen für Zusammenhänge, Zuordnungen, Beziehungsnetze. Wir haben es gehört:

„Ich kann machen, daß jedes sehende Auge dich blauer und strahlender sieht, als du es jetzt bist.“

Damit haben wir einen weiteren Begriff biblischer Spiritualität: die Strahlkraft der Dinge bzw. die Herrlichkeit, welche Gott auf seine Schöpfung legt, das göttliche Gewicht, das allem zukommt. Das Auge, das auf den Zusammenhang sieht, sieht mehr, weil alles im Zusammenspiel der Gegebenheiten schön, ja schöner wird. Der Komparativ ist wichtig, weil erst der Vergleich die Schönheit hervortreten lässt. Nochmal anders gesagt: Gott verändert nicht das objektive Ding, sondern den subjektiven Blick.

Schön zu sein, schön zu werden ist im Übrigen die Sehnsucht der Geschöpfe selbst. Aber sie können diese Sehnsucht nach Schönheit erst dann wahrnehmen, wenn sie von Gott angesehen werden, erst wenn sie selber in den Blick Gottes gekommen sind: Wörtlich Kükelhaus:

Das „Göttliche liegt darin und in nichts anderem, als daß er auf der unendlichen Fülle und Vielfalt seiner Werke sein Auge ruhen läßt. Indem er es sieht, wird alles mehr und alles (dasselbe bleibend) anders, als es ist. Und diese Verschiedenheit aller Sachen untereinander erstreckt sich auch auf jede einzelne Sache selbst. Es ist jede einzelne Sache selbst in sich so verschieden, so voller Verschiedenheit wie alle Sachen in der Welt untereinander verschieden sind.

In den Blick Gottes zu kommen, zu gelangen, darin zu bleiben, ewig nur darin zu bleiben, das ist der Wunsch der Dinge erst dann, wenn das Auge schon auf ihnen geruht hat. Eben das ist die Verwandlung, welche die Sachen erfahren, wenn der Blick Gottes sie erkannt hat: nunmehr in diesem Blick erblickt zu sein. Diesen Wunsch haben die Sachen nicht aus sich. Sein Blick ist dieser Wunsch, wie dieser Wunsch wiederum sein Blick ist. Sein Blick macht, daß alle Sachen mehr und anders sind, als sie sind. Daß aber wiederum alle Sachen mehr und anders sind, als sie sind: eben das ist sein Blick. Eben das ist das Auge. Eben das ist das Erkennen und das Erkenntsein. Solange ich nicht erkannt bin, erkenne ich nicht. Das Erkenntsein ist ein duldender Zustand.“ (S. 4f)

Nochmals stoßen wir hier auf einen Aspekt der Armut: Die Dinge werden in den Blick Gottes erhoben, sie werden erst durch das Angeschautsein zu sich selbst gebracht. Der liebende Blick Gottes bringt sie hervor, macht sie schön. In der Anschauung Gottes wird alles schön. Kükelhaus steht auch hier in der Tradition christlicher Mystik. So hat Nikolaus von Kues (1401 – 1464) seine eigene Existenz gedeutet: „Ich bin, weil Du (Gott) mich anschaust“. Alles ist, weil es angesehen ist, angeschaut ist; erst im Blick Gottes erfährt etwas oder jemand seine tiefere Existenz. Die ganze Wirklichkeit wird zur Schöpfung, indem Gott sie anschaut.

#### **4. Die Kunst des Sehens**

Ich wiederhole, was Kükelhaus sagt: Wir werden zu dem, was wir sind, weil Gott uns anschaut und indem wir auf Gott schauen. Und Gott öffnet das Auge für die tieferen Zusammenhänge der Welt. Von daher ist von der Kunst des guten und richtigen Sehens zu reden. Innerhalb der spirituellen Tradition nennen wir dieses Schauen „Kontemplation“.

Kükelhaus ist nun der Meinung, dass der kontemplative Blick je länger je mehr sehen wird, dass zwei Geschöpfe nicht miteinander identisch sind. Je liebender mein Blick ist, um so deutlicher tritt mir die Einmaligkeit des einzelnen Geschöpfes entgegen, um so klarer sehe ich

das individuelle Gesicht dessen, was mir entgegentritt, eines Steines, einer Rose, eines Hundes, eines Menschen. Oder umgekehrt: Je individueller mir die Geschöpfe erscheinen, um so liebender habe ich sie angeschaut. Dieser Blick ist freilich nicht schon gegeben, er muss eingeübt werden.

Dies wusste schon Evagrius Pontikus (+399), der erste grosse Systematiker der christlichen Spiritualität. Sehen/Schauen – das ist nach seiner Meinung die grosse spirituelle Kunst. Sie ist mit dem menschlichen Auge noch nicht einfach gegeben. Um richtig sehen zu können, braucht es einen langen Übungsweg. Wieder erscheint hier der Begriff „Armut“. Alles Besitz ergreifende und ichbezogene Sehen muss überwunden werden. Das Ziel des Sehens ist der völlig desinteressierte Blick auf die Natur, die gänzlich wunschlose Meditation der natürlichen Phänomene – Evagrius nennt diesen Blick „Physik“ – und der ebenso unverzweckte, zweckfreie Blick auf das Geheimnis Gottes selbst – Evagrius nennt dies „Theologie“. Wenn wir dies begriffen, könnten die Finanzkrise und die ökonomische Armut überwunden werden. Auf dieser Linie spricht auch Kükelhaus von der Übung und von der Kunst des Sehens. Das raffende Auge sieht nichts. Es muss sich lösen vom Objekt, das Auge muss sozusagen an ihm vorbeischaun:

„Man sieht einen schwach leuchtenden Stern dann am deutlichsten, wenn man in leichtem Winkel daran vorbeiblickt, - ins Gegenstandslose hinein. Diese Spanne, diese streifende Spanne zwischen dem Stern (wie jedem Gegenstand) und der Richtung des Blicks ist die Bedingung des Sehens. Haftender Sinn erkennt nicht. Haftende Hand hält nicht. Die fühlende, formende, tastende, streichelnde Hand hält. Der streifende, der schweifende Blick sieht.

Schweifend nicht von diesem auf jenen Gegenstand, sondern schweifend in Lösung von allen Gegenständen. Der sich lösende Blick sieht. Die scheidende Hand hält, die Abschiedshand hält. Sie ist's, welche formt. ...

Indem nämlich das, was man sehen will, nicht eher sichtbar wird, als bis mein Blick ‚leer‘ geworden ist, - bezogen auf Gegenstandsloses, frei von Haftung, gerichtet gleichsam ins ‚Unendliche‘. Das ‚Unendliche‘ ist aber nicht so zu verstehen, als wäre es eine Größe ohne Ende, ein Raum etwa ohne Grenzen. Das Unendliche ist in keiner Hinsicht ein Gegenstand, vielmehr ist es dieses: der Zustand, besser noch der Vorgang des sich Lösens vom Gegenständlichen; - einschließlich des sog. unendlichen oder grenzenlosen Gegenstandes, sei's Raum, sei's Zeit, sei es sonst etwas irgend Größenhaftes, sei's Gott.

.... Ich muß lernen, den Abstand zu überwinden; muß lernen, meine Sehachsen auf ‚unendlich‘ einzustellen, d. h. muß lernen, alles irgend Gegenständliche zu überwinden. Dann erscheint das Bild des Gegenübers. (S. 9f)

Ein Blick, der nicht haften bleibt. Kükelhaus schlägt folgende Übung vor: Die Arme ausstrecken – mit den Augenwinkeln die Fingerspitzen zu erblicken suchen – diese Geste verweist, meint Kükelhaus, auf den Menschensohn. Doch davon später.

Zu diesem „ablösenden“, innerlich freien, perspektivischen Blick kommen andere Aspekte, die es einzuüben gilt. Kükelhaus belegt das mit vielen grafischen Beispielen: das menschliche Auge will mehr sehen, als es in Tat und Wahrheit sieht. Es ergänzt ein nur angedeutetes Gesicht, ein Torso. „Die Bruchstücke als heiles Ganzes: das ist das Reich des Auges“ (S. 59). Und: „Das Auge ist das Paradies der Dinge insofern, als diese in ihm als Krüppel heil und als Tote lebendig sind“ (60). Jedes Ding wird vollkommen, wenn es angeschaut wird: der Krüppel wird heil, der Tote lebendig. Wir müssen unser Auge schulen, damit es das bloss Ange-deutete in der Wirklichkeit zur Vollkommenheit ergänzt. Mehr noch: das Auge will das einzelne im Grossen und Ganzen sehen, als Fragment, das auf das Ganze verweist und in dem das Ganze verdichtet ist. Letztlich sieht das geschulte Auge den Kosmos und in ihm Gott. Nur dann ist der Mensch Mensch. Dass ein solches Sehen das Objekthafte ins Personale hinein versetzt, zeigt ein grossartiges Wort des heute Gefeierten: „Erkennen ist kein Feststellen, sondern eine Begrüßung. Kein Beinstellen, sondern ein Kuß“ (S. 34). Es bleibt hier festzustellen, dass Kükelhaus die Zeichenhaftigkeit bzw. Sakramentalität bei Johannes sehr tief und umfassend verstanden hat. Wir werden sehen, wie das auch zu einer umfassenden Schöpfungsspiritualität führt.

Doch zuerst noch ein Zwischenschritt.

## 5. Das Überschreiten seiner selbst

Denn noch ein Aspekt der Geschöpfe ist hervorzuheben: Sie sind nur, wenn sie sich selbst überschreiten, wenn sie nicht bei sich bleiben, nicht auf sich selbst zurückgebogen sind, sondern sich transzendieren, an ihre Grenze gehen, an ihr Ende geraten, sich hingeben. Nur so geht man nicht an der Langeweile an sich selbst zugrunde; nur wenn man aus sich heraustritt und so zur Erscheinung gelangt, stirbt man nicht aus Überdruß an sich selbst. Also noch einmal die Armut! Man muss von sich los kommen, sich von sich selbst lösen, um zu Gesicht zu kommen. Das „Es-Selbst“ ist ein Kerker.

Mit den Worten Kükelhaus’:

„Die Erscheinung ist das Überspieltsein dessen, was ist; der Schritt über sich selbst hinaus: Das ist die Erscheinung. Auf den Schritt über sich selbst hinaus bezieht sich das Erkennen.

... Solange (etwas) in der Annahme und in dem Verlangen verharrt, daß es durch Hinzufügung oder durch Minderung, mithin durch Änderung seines Selbstüberdrußes ledig würde, solange ist es in der Verderbnis, ist es im Irrtum. ... Was in Selbstüberdruß und in Selbstfertigkeit beharrt, ist ohne Membran, ohne Tausch, ohne Bezug. Ist nicht erkennbar und kann nicht erkennen. ...

... nichts wissend von der Verwandlung ohne Änderung, nichts wissend von der Sinnlosigkeit erfüllter Wünsche oder eingetretener Befürchtungen (nicht wissend, daß die Krone dort ruht, dorthin kommt, wo Wünsche und Fürchten enden), wird es von tödlicher Langeweile geplagt. (S. 7f).

Es geht um das „Über-Spielen“ über den Tod hinaus, um das „Über-Leben“ über den Selbstbezug hinaus, um das „Über-Blühen“ des Verwesenden. Damit braucht Kükelhaus Begriffe und Vorstellungen der mystischen Tradition: Dionysius vom Areopag und auch Meister Eckhart sprachen von der geschenkten „Über-Wesentlichkeit“. Und bis in die Vaterunserbitte hinein erbat man sich das „über-wesentliche“ Brot (griechisch: „epiousion arton“, lateinisch: „panis supersubstantialis/superessentialis“). Davon lebt jedes Geschöpf, sagt Kükelhaus, und es muss sich übergeben, darf sich nicht behalten wollen.

Diese Selbstüberschreitung gilt nach Kükelhaus auch für Gott. Auch er darf sich nicht in sich selbst isolieren. Ein einsamer Gott, ein ausschliesslicher und ausschliessender Gott ist Satan, sagt er, ist die Hölle. Damit berührt Kükelhaus das Geheimnis des dreifaltigen Gottes: Gott zeugt seinen Sohn, und nur in seiner Beziehung zum Sohn ist Gott Gott und eben nicht Satan. Andererseits ist die Wirklichkeit, die sich nicht auf den Sohn hin überschreitet, das pure Nichts oder johanneisch gesprochen einfach „Welt“. Erst im Sohn Gottes erreicht die Welt ihre eigentliche Wirklichkeit, wird sie zur Schöpfung. Der Sohn ist das Medium, in dem Gott Gott ist und in dem die Schöpfung Schöpfung ist (S. 18, 111, 218 u.ö).

Der Sohn ist identisch mit dem Menschensohn.

## 6. Der Menschensohn

Dem Menschensohn kommt also eine erlösende und heilende Funktion zu. Kükelhaus interpretiert die Heilungsgeschichte vom Blindgeborenen (Joh 9, 44ff). Dieser habe sich von sich gelöst, sei in Erscheinung getreten – und der Menschensohn besiegelt dies, beglaubigt es, vollendet es, erfüllt es. Es entsteht eine Symbiose zwischen dem heilenden Menschensohn und dem zu heilenden Blinden. eine Art mystische Einheit zwischen beiden.

„So ist des Menschen Sohn derjenige, in dem vollbracht wird, was geschieht.“

Nicht daß er etwas Weiteres dem Vorhandenen hinzufügt: so wenig wie der, der einen Baum sieht, diesem etwas hinzufügt, indem sein Blick ihm gilt. Was mit dem Baum, dem ein Blick gilt, geschieht, ist dieses: er geht ein in einem, der einget. Er geht ein und auf in einem, der einget und aufget. ... Wie das sehende Auge sich zum Baum verhält, so verhält sich des Menschen Sohn zu allem, was da lebt. In ihm geht, gleich dem Samen, alles ein und auf, was da lebt: was da ein- und aufgehend lebt. .... Die Besiegelung,



die Bestätigung, die Beglaubigung dessen, was geschieht, das ist es, um deswillen des Menschen Sohn in die Welt erschien. ..

Die Dinge und die Menschen, die der Menschensohn bei Namen ruft, zu sich ruft, diese und nur diese sind heil, das heißt erlöst von sich selbst, blühend über sich selbst als Leiche; entronnen der Leichenhaftigkeit ihrer selbst - ... (erlöst von dem, was etwas in sich selbst ist, und aus sich selbst sein kann).

Der Menschensohn „überblüht“ eine Leiche, das heisst: er ruft in das ewige Leben, zur ewigen Erscheinung in Gott, wobei bei Kükelhaus dann alles ineinander aufgeht: der geheilte Blindgeborene im Menschensohn und umgekehrt, und beide in Gott und Gott in ihnen. Wie aller Mystik wird hier der eine oder andere Theologe von „Pantheismus“ reden. Aber lassen wir das. Nach Kükelhaus befreit und führt der Menschensohn in ein neues Dasein: „Leben heisst: Vom Vatersohn erkannt sein und sich auf dieses Erkenntsein beziehen als auf das Leben ... Gott verewigt sich in mir.“ (S. 58).

Man kann sich natürlich fragen, ob dieser mystisch verstandene Menschensohn identisch ist mit dem von der Kirche geglaubten Christus bzw. mit dem von der Geschichte erkannten Jesus von Nazareth. Diese Identität ist dem christlichen Theologen wichtig.

In der Theologie sprechen wir von der „Proexistenz Jesu“, davon, dass der ganze Lebenssinn Jesu darin besteht, für andere zu sein, sein Leben zu geben, sich nicht selbst verwirklichen zu wollen, sondern den Menschen und anderen zur Wirklichkeit zu verhelfen. Insofern ist der kükelhausische Menschensohn doch nicht so weit weg von der historischen Feststellung, dass Jesus der Mensch-für-andere war.

Von Bedeutung ist für Kükelhaus auch der Weg des Menschensohnes ins Kleine, Ohnächtige, Unscheinbare. Da gibt es wunderbare Passagen zu diesem Prinzip der Selbstvergessenheit und der Selbstentleerung Gottes (vgl. Phil 2,5ff). Unter anderem diese:

„Nicht dadurch hält der Hirt die Schafherde zusammen, daß er sich auf die Herde als Herde bezieht; nicht dadurch, daß er sich auf Bestand und Stärke bezieht, sondern dadurch, daß er sich auf den Verlust des Schwächsten bezieht, hält der Hirt die Herde zusammen. Er läßt die Herde Herde sein und läuft dem verlorenen Schaf nach: so erhält er die Herde. Im schwächsten seiner Glieder bewährt sich das Ganze. Im Geringsten erspielt sich das Vollkommene. Nicht gibt es das Vollkommene, das Ganze, die Herde, als solches. Indem es sich im Schwächsten bewirkt, ist es das Vollkommene. In seiner Spur bewirkt sich der Mensch. In seiner todgeweihten Frucht bewirkt sich der Baum. Der Baum mit seinem Stamm, seinen Wurzeln, seinen weit-ausladenden Ästen bleibt bestehen, überdauert: aber in den Früchten, die sich lösen, in die Erde fallen und eingehen, - darin wird der Baum Baum. Die schwächsten Punkte sind die Früchte am Baume des Ganzen. Die verirrtten Jungtiere sind die Früchte am Baume der Herde. Für sie läßt der gute Hirte sein Leben: läßt es, um es lassend wieder zu nehmen: selber Frucht.

Die Hirten, die sich auf die Herde als Herde beziehen, auf das Ganze als Ganzes, auf den Selbstbestand, die Selbstfertigkeit: diese sind keine Hirten. Sie sind die Verderber der Herde. Solcherart aber sind die verderblichen Machthaber der Welt und der Völker in der Welt. Und die Welt jubelt ihnen zu und folgt ihnen. Des Menschen Sohn ist wie der gute Hirte“ (s. 25).

Mit diesem Abschnitt beende ich meine Ausführungen zu Ehren von Hugo Kükelhaus. Er zeigt uns einen Weg, die Wirklichkeit anders zu sehen – nicht gegen Darwin, sondern mit ihm, oder besser gesagt: über ihn hinaus!